

Manfred Poser

# Zeit und Bewusstsein

Warum Zeit  
eine Illusion ist



Manfred Poser

# **Zeit** und **Bewusstsein**

Warum Zeit  
eine Illusion ist

 Crotona

1. Auflage 2020  
© Crotona Verlag GmbH & Co. KG  
Kammer 11 • 83123 Amerang  
[www.crotona.de](http://www.crotona.de)

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art und auszugsweisen Nachdruck, sind vorbehalten.

Umschlaggestaltung: Annette Wagner  
unter Verwendung von © Patrick Hoff 25226311 - [shutterstock.com](http://shutterstock.com)

ISBN 978-3-86191-153-1

# INHALT

## **I Zyklen der Zeit**

- 1 [You are in Zurich](#)
- 2 [00:00 mit Janus](#)
- 3 [Unterwegs auf der Kugel](#)
- 4 [Kreisläufig](#)
- 5 [Was gewesen sein wird](#)
- 6 [Immer zu spät dran](#)

## **I Die Uhren und die Huren**

**I**

- 1 [Innere Rhythmen](#)
- 2 [Himmlische und irdische Uhren](#)
- 3 [Räderuhren und das Pendel](#)
- 4 [Atomuhren und: Was ist die Uhr?](#)
- 5 [Alternative Messungen](#)
- 6 [Innere und äußere Zeit](#)

## **I Die Philosophie der Zeit**

**I**

**I**

- 1 [Der Anfang der Zeit](#)
- 2 [Was ist die Zeit?](#)
- 3 [Augustinus ringt mit seinem Herrn](#)

4 [Etwas bewegt sich](#)

## **I** **V** **Die Physik der Zeit**

- 1 [Absolute Zeit und absoluter Raum](#)
- 2 [Philosophische Abschweifung](#)
- 3 [Das Licht im Äther und der Zeitpfeil](#)
- 4 [Einsteins erste Revolution](#)
- 5 [Durchdrehende Uhren und das Zwillingsparadoxon](#)
- 6 [Einsteins zweite Revolution](#)
- 7 [Wie es anfang mit der Zeit](#)

## **V** **Die Quanten und jenseits davon**

- 1 [Die Umwälzung der Welt](#)
- 2 [Die grüne und die blaue Welt](#)
- 3 [Nichtlokalität](#)
- 4 [Die Quantenzeit](#)
- 5 [Bohms ungeteilte Ganzheit](#)
- 6 [Barbours Zeitlosigkeit](#)

## **V** **Zeitreisen**

**I**

- 1 [Reisen in die Zukunft](#)
- 2 [Blicke in die Zukunft](#)
- 3 [Reisen in die Vergangenheit](#)
- 4 [Wirkungen in die Vergangenheit](#)

## **V** **Zurück in der Zeit**

**I**

**I**

- 1 [Wo das Teilchen flog](#)

- 2 Heilung und Trauma
- 3 Nach rückwärts schreiben
- 4 Rückwärtsträume
- 5 Lebensrückblick
- 6 Die Erinnerung

## V **Zeitschleifen**

I  
I  
I

- 1 Tag für Tag
- 2 Leben für Leben
- 3 Zurück auf Los
- 4 Reinkarnation
- 4 Über Schleifen

## I **Zeitlupe und Zeitlücken**

X

- 1 Zeitlupe
- 2 Zeitlücken
- 3 Wo bin ich, wo war ich?

## X **Zeitlose Zustände**

- 1 Einsicht
- 2 Der Panorama-Blick
- 3 Erleuchtung
- 4 Ekstase
- 5 Unsterblichkeit

## X **Zeitlose Dimensionen**

I

- 1 Überzeitliche Regionen

- [2 Die Geistige Welt](#)
- [3 Die fünfte Dimension](#)
- [4 Das Licht](#)
- [5 Weisheitslehrer und das Jetzt](#)

[Literatur](#)

---

|

# ZYKLEN DER ZEIT

---

---

# 1

## YOU ARE IN ZURICH

---

Eine Schiebetür aus Glas öffnet sich lautlos vor meinem Körper und gibt eine Schleuse frei. Sie ist ein Mini-Niemandsland im großen Niemandsland des Flughafens und führt in die Haupthalle mit den Geschäften. Ein paar Fetzen sphärischer Klänge wehen vorbei und Sternlein gleiten über die Wände, auf denen sich Bilder entfalten und Buchstaben Gestalt annehmen. Der Korridor, durch den ich gehe, ist der Zeit gewidmet. Eine Schweizer Uhr in Großaufnahme zeigt ihr Zifferblatt, und daneben materialisieren sich die Zeilen:

You are now in  
Zurich 13:09:14

Ich bin also jetzt in Zürich. Eigentlich befinde ich mich ja in Kloten, einer Gemeinde außerhalb des Stadtgebiets, aber es ist der Flughafen von Zürich, kein Zweifel. Die Ziffern jedoch lassen an Präzision nichts zu wünschen übrig. Sie sagen jetzt 13:09:28 und jetzt 13:09:31 und jetzt 34 ... Was wollen mir diese Zahlen sagen? Ich stehe mit beiden Beinen auf dem Boden, sparsam von Tönen umflossen, und draußen befindet sich die schöne Schweiz. Muss ich mehr wissen?

Ich weiß natürlich, dass 13:09 eine Digitalanzeige ist und man sie auch „Aristotelische Zeitmessung“ nennen könnte, nach einem Vorschlag des englischen Physikers J. T. Fraser; denn Aristoteles, der große Grieche, sagte um 400 vor

Christus, dass wir die Zeit durch die Zahl messen. Eigentlich messen wir ja Bewegung, und darum ist die Zeitmessung oft bewegt. Da rinnt der Sand durch die Sanduhr, es gehen die Uhren und es schieben sich Uhrzeiger vorwärts: im Uhrzeigersinn. Nach rechts. Wir im Westen schreiben auch nach rechts. Haben Araber Uhren, die nach links laufen? Nein. Aber halt, die Zeiger der Uhr wandern im unteren Teil der Uhr ja nach links, und überhaupt kommen die Zahlen aus Arabien. Wir schreiben die Einer-Stellen rechts, und was größer ist, wird links angefügt. „Drei-zehn“ sagen wir. 13 Uhr 13 ist eine Zeit, auf die sich alle einigen könnten, sie ist in beide Richtungen lesbar. Die Zeit verläuft aber nur in eine Richtung. Platon, der vor Aristoteles geboren wurde, sah die Zeit als Abbild der Ewigkeit und maß sie an der Bewegung der Himmelskörper, und daher steht die (analoge) Schweizer Zeiger-Uhr für die „Platonische Zeitmessung“.

Die Schweizer Uhrenindustrie meldete zwölf Prozent mehr Umsatz als im Jahr davor<sup>1</sup>, was sich auf über zwanzig Milliarden Franken summiert. Luxusprodukte gingen gut: Uhren, die mehr als zehntausend Franken kosten, sind in Hongkong, den USA und den Emiraten sehr begehrt. Schöne, edle Chronometer sind es, benannt nach Chronos, der altgriechischen Personifikation der Zeit. Schon früh hat man diesen mit Kronos zusammengeworfen, dem Sohn von Uranos (Himmel) und Gaia (Erde), und ihn zu einem allesverschlingenden Zeitgott gemacht.

Kronos bekommt von seiner Mutter Gaia eine Sichel und entmannt seinen Vater Uranos. Gaia war wütend, weil der Gatte ihre Zyklopen-Kinder ertränkt hatte. Später frisst Kronos sogar seine eigenen Kinder auf - aus Angst, sie würden ihm sein Reich wegnehmen.<sup>2</sup> Die edlen

Chronometer nennt man auch „Zeitmesser“, aber das ist natürlich falsch. Sie messen nicht die Zeit; sie messen allerhöchstens Bewegung oder Veränderung mit einer zugrundeliegenden regelmäßigen Größe, die aber auch nicht die Zeit ist. Was ist sie denn?

Ein Scheich braucht seinen Zehntausend-Franken-Chronometer nicht unbedingt. Er prescht mit seinem Range-Rover durch die Wüste, und wenn er wissen will, wo er ist, konsultiert er seinen Navigator und hört: „In 190,3 Kilometern der Abzweigung nach rechts folgen.“ Er sieht zwar, wo die Sonne steht, doch wenn er zu Abend essen will, wäre die Angabe „20.30 Uhr“ doch präziser als der Satz: „Wenn die Sonne den Horizont berührt.“ So können die Bediensteten des Scheichs, orientiert an ihren (weniger kostspieligen) Chronometern am Handgelenk, rechtzeitig das Essen vorbereiten.

Die Menschen bewegen sich im Raum. Sie sind immer irgendwo, während die Erde um die Sonne rotiert. Um den Sesshaften in seinem Haus anzutreffen, genügt es, dessen Adresse zu nennen; um den Nomaden sprechen zu können, müsste man allerdings, wie der Kommunikationstheoretiker Vilém Flusser richtig bemerkte, noch zusätzlich einen Zeitpunkt angeben.

---

2

**00:00 MIT JANUS**

---

Schön ist der Blick auf die dunkle, von Lichtern gesprenkelte Rheinebene. Die Lichtnester links weisen vermutlich auf den Ort Buggingen hin, rechts erstreckt sich eine Kette von leuchtenden Punkten parallel zum Horizont: Da fließt wohl der Rhein. Dann beginnen die ersten kleinen Explosionen, und die Kirchenglocken bimmeln. In der Dunkelheit springen bunte Funken hoch, verwandeln sich in Kaskaden und Sprühregen, glühen lang oder verzischen rasch. Rauchpilze steigen auf wie daneben hochhopsende Klopse. Es ist kurz nach Mitternacht am ersten Januar: Auf großen Teilen des Erdballs werden Feuerwerkskörper in die Luft gejagt, denn ein neues Jahr hat soeben begonnen. Man prostet sich zu, wünscht sich Glück und Gesundheit.

Ein erster Januar. Es ist immer dasselbe Ritual, aber es ist nicht derselbe erste Januar wie der letzte. Ihm ist soeben eine neue Jahreszahl angehängt worden, und so geht das voran, kein Tag gleicht dem vergangenen, jeder ist ein ganz individueller. Dennoch dreht sich das Jahr im Kreis mit den Jahreszeiten und den Festen im Jahreslauf. Das Jahr ist wie ein Rad, das sich unaufhaltsam fortbewegt, andauernd Vergangenheit ansammelnd und sich in die Zukunft fortmahlend. Der Kalender ist auch eine Uhr, eine Jahres-Uhr.

Bevor wir wieder hinabsteigen, drehen wir uns noch einmal um. Hinter einer von Rauch umwölkten Menschengruppe erhebt sich das spitze Haupt des 444 Meter hohen Castellbergs mit seinem kräftigen Haarwuchs, und dort oben stand vor über 2000 Jahren einmal ein kleines Kastell der Römer. Wachtposten hielten Ausschau nach möglichen Angreifern. Und diese Anmerkung will ich nutzen,

um die Monate unseres Jahres vorzustellen, die allesamt von den Römern stammen.

Der Januar war dem Janus gewidmet, dem Gott der Türen und Pforten. Der Ausdruck „janusköpfig“ kommt daher, denn der Gott hatte zwei Gesichter: Mit einem konnte er in die Zukunft, mit dem anderen in die Vergangenheit schauen. Der Februar hat seinen Namen von „februa“, reinigen. Beim Lupercus-Fest zogen Mitte Februar Hirten durch das alte Rom und fegten die Straßen. Das Frühjahr sollte vorbereitet werden, und unser Karneval hat da seinen Ursprung. Der März gehört dem Gott des Krieges, Mars, und der April der Venus. Das lateinische Verbum „aperire“ mag Pate gestanden haben. Es bedeutet „öffnen“, denn das tut im April die Natur.

Der Mai wurde der Maia nachgebildet, der Mutter des Götterboten Merkur, die auf der Flucht vor Orion mit ihren sechs Schwestern zu Tauben verwandelt wurde, mit denen sie oben am Himmel das Sternbild der Plejaden bildet. Dann der Juni: Von Juno, der Göttermutter (Jupiters Gattin) und Patronin der Heirat. Der Juli wurde nach Julius Caesar benannt, der August nach Kaiser Augustus. Danach wird es einfach: September ist der siebte Monat (*septimo* auf Lateinisch), und der siebte deshalb, weil das Jahr in der Ewigen Stadt mit dem März begann. Oktober ist der achte (auch: die Oktave), November der neunte (*nove*: neun), Dezember der zehnte (*deci-mo*: der zehnte).<sup>3</sup>

Das wäre geklärt. Wir machen es wie Janus, halten unseren Blick erst nach hinten gerichtet und richten ihn nun wieder nach vorn; erst im Raum, und dann in der Zeit. Vom abgelaufenen Jahr ins neue. Natürlich gehören Raum und Zeit zusammen: Der Raum ist das Phänomen des Körpers,

die Zeit das Phänomen des Geistes. Darum scheint es irgendwie logisch, dass die Physiker beide in der *Raumzeit* zusammenfassten. Die Zeit können wir nicht sehen; aber sehen wir etwa den Raum? Wenn ich nach oben blicke, sehe ich den Nachthimmel, aber wenn es wieder Tag ist, nur die Gegenstände, die im Raum liegen und stehen. Mittendrin stehe (oder liege) ich und begreife nicht richtig, dass Objekte, wenn sie sich schnell bewegen, die Raumzeit verzerren, wie Einstein herausgefunden hat.

Die Zeit hat eine Richtung, der Raum nicht: Er ist einfach da. Aber einfach ist er nicht. Der Physiker Paul Davies sagt uns, der Raum sei in Wirklichkeit: „Ein komplexes Labyrinth aus Löchern und Tunneln, Blasen und Netzen, die sich in einem ruhelosen Ferment aus Aktivität andauernd bilden und wieder zusammenbrechen.“ [4](#)

Es ist so normal, körperlich hier zu sein, dass wir es gar nicht erwähnen müssen. In unseren Gesprächen kommt daher, wie eine Studie besagt, fünfzehnmal öfter die Zeit vor als der Raum. Neurologen kennen viele Experimente zur räumlichen Orientierung, aber wenige zur zeitlichen Wahrnehmung. Die Zeit, die rätselhafte und unsichtbare, müssen wir mit Worten beschwören, während wir im Raum einfach *sind* und uns, seit es auch die Navigationsgeräte gibt, nicht einmal mehr darum kümmern müssen, wie wir in diesem Raum unser Ziel erreichen.

---

## 3

# UNTERWEGS AUF DER KUGEL

---

Also wieder hinab ins Dorf. Lichter flimmern am Horizont. Auf der anderen Seite des Erdballs, in Australien, das man ja „down under“ nennt (da unten), wünschen sich alle auch das Beste, jedoch im Hochsommer, bei großer Hitze. Die Erde ist eine Kugel, und das wusste schon Aristoteles, nur stand sie bei ihm im Mittelpunkt des Universums.

Nikolaus Kopernikus (1473–1543) hatte schon früh, im Jahr 1509, sein „heliozentrisches“ Weltbild ausgearbeitet. *Helios* heißt auf Altgriechisch Sonne, sie steht im Zentrum, und die Erde umkreist sie, dabei um sich selbst rotierend. „Die scheinbar direkten und gegenläufigen Bewegungen der Planeten sind nicht ihre, sondern gehören zur Erde. Darum genügt diese eine Bewegung der Erde, eine große Zahl von Unregelmäßigkeiten zu erklären, die wir am Himmel beobachten“, schrieb Kopernikus 1515.

Erst 1543 kam, kurz vor seinem Tod, in Nürnberg sein Hauptwerk, „De Revolutionibus Orbium Coelestium, Band IV“ heraus, Papst Paul III. gewidmet. Die Kirche bekämpfte das Modell zunächst nicht, weil sie es für verschoben hielt. 1615 kam das Werk auf den Index, war also verboten, und zweihundert Jahre später, 1822, erklärte der Vatikan, dass die Herausgabe von Werken, die von der Bewegung der Erde und dem Stillstand der Sonne handelten, nunmehr erlaubt sei.

Die frühe Wissenschaft war noch von der Magie eingefärbt und arbeitete weiter im Geiste des alten Aristoteles. Von der Trägheit wusste man bei den Griechen noch nichts; man nahm an, hinter jeder Bewegung müsse eine Kraft stecken. Wenn sich die Welt drehen würde, müsste die Luft zurückbleiben, und im „Kielwasser“ der Kugel würden sich Orkane bilden. Ein Gegenstand, von

einem Turm geworfen, würde weit entfernt niederfallen, weil die Erde sich weitergedreht hätte. Die Griechen waren große Denker, und das Denken musste genügen. Keine Experimente! Dabei sind sie so hilfreich, und ein Kenner der Wissenschaften scherzte einmal: „Zwei Monate im Labor können dir eine Stunde in der Bibliothek ersparen.“

Bald nach Kopernikus' Buch über die Umläufe der Himmelskörper wurde der „Gregorianische Kalender“ durchgesetzt (1582), weil man den Frühlingsbeginn am 21. März haben wollte und das Osterfest in der Nähe. Die Reform hatte den Effekt, dass nun der Ostersonntag alle achtundzwanzig Jahre auf denselben Tag fällt. Und weil die Kirche gerade dabei war, legte sie den Jahresanfang auf den 1. Januar, und am Beginn dieses Tages feiern und feiern wir seither. Bis 1582 hatte der „Julianische Kalender“ gegolten, eingeführt von Gaius Julius Caesar. Er hatte den vorbildlichen „Ägyptischen Kalender“ verbessern lassen, und das Ergebnis hielt sich fast 1600 Jahre.

Lange davor hatte der christliche Mönch Dionysius Exiguus (545 gestorben) lange gerechnet und gefunden, Christus sei 754 Jahre nach der Gründung Roms – der Anfang der römischen Zeitrechnung (*ab urbe condita*) – zur Welt gekommen. Die Jahreszählung mit „vor Christus“ und „nach Christus“ war zur Zeit Karls des Großen (um 800) schon eine feste Größe.

Die mohammedanische Zeitrechnung beginnt am 16. Juli 622, als Mohammed Mekka verließ. Am 24. Juli 622 traf er in Quba ein. Das Jahr im Islam ist ein Mondjahr mit 354 Tagen, und in einem Jahrhundert verschiebt sich die Jahreszählung um drei Jahre. Das Neujahrsfest findet im August statt. Anfang 2014 wäre der Anfang des Hidschra-Jahres 1436,

wenn ich richtig gerechnet habe. Im Judentum gilt die Zählung seit Erschaffung der Welt am 7. Oktober 3761 vor Christus. Dem Jahr 2014/15 entspricht das jüdische Jahr 5775.

Alles dreht sich. Himmelskörper rotieren umeinander, die zwölf Monate greifen ineinander, der volle Mond ist nach dreißig Tagen wieder voll, die Wochentage wechseln sich mit lähmender Regelmäßigkeit ab, und auch ein Tag scheint wie etwas, das im Kreis läuft. Die Uhr ist ja auch rund. Zyklen rotieren um Zyklen um Zyklen. Freilich gleicht durch die neue Jahreszahl kein Tag dem gestrigen. Jeder Tag ist neu, es geht irgendwohin, nur weiß man nicht – wohin.

Die Ägypter besaßen bereits 3000 Jahre vor Christus einen funktionierenden Kalender, wie später auch die Babylonier und die Griechen, aber an Wissen und Genauigkeit blieben die Chinesen unübertroffen. Deren Königliche Astronomen kannten die Umläufe der Sterne und verließen sich auf den Jupiter, ihren „Jahres-Stern“. Am kürzesten Tag des Jahres war die lichte Kraft Yang am schwächsten. Die dunkle Kraft Yin regierte – und das Neue Jahr begann. Chinesen wussten bereits im 4. Jahrhundert vor Christus, dass das Jahr 365 Tage und einen viertel Tag lang war.<sup>5</sup>

Auf diesen exakten Wert kamen die Mayas in Mittelamerika erst einige Jahrhunderte später. Sie hatten dennoch ein 365-Tage-Jahr und rechneten mit einem großen Zyklus, der Ende des Jahres 2012 enden sollte. Erfreut wurde im Westen der Gedanke aufgegriffen, die Welt könne am 21. Dezember 2012 untergehen. Alle trieben ihre Späße damit, doch niemand glaubte auch nur eine Sekunde daran. Jedoch lebten Paulus und andere christliche Prediger im

ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung durchaus mit der Erwartung des Weltenendes, da Christus bald wiederkommen werde. Seid bereit! Auch vor dem Jahr 1000 herrschte Weltuntergangsstimmung. Im Ort Sulzburg gründete 993 Fürst Birchtilo die Kirche St. Cyriak mit Benediktiner-Nonnen, die viel beten sollten, um den befürchteten Untergang der Welt noch abzuwenden. Sogar vor dem Jahr 2000 beteten viele.

Die Hochkultur der mittelamerikanischen Mayas erstreckte sich etwa von 500 vor Christus - von jener Zeit haben wir Dokumente; gewiss ist sie älter - bis 1521, als die Spanier massiv auftraten. Die Mayas bauten Observatorien und stellten ihren Kalender auf. Dafür muss man einen Sinn für Mathematik besitzen, und den hatten die Mayas wie sonst nur noch die Inder. Beide erfanden für ihre Rechnungen die Null und entwickelten das Stellenrechnen, das den Römern mit ihren Zahlen schwerfiel: Zahlen wie 10.000 oder 100.000 waren kaum zu bewältigen. Die Null kam erst um das Jahr 1000 aus Arabien zu uns, und sie hieß „ßifr“, die Ziffer. Der Mönch Dionysius, der Christi Geburt berechnete, kannte sie noch nicht, sonst hätte er mit dem Ereignis das Jahr Null anfangen lassen.

Stellen wir uns vor, neu auf der Welt zu sein. Wir beobachten, dass es Tag wird und wieder Nacht, dass der Mond abmagert, verschwindet und sich wieder aufbläht, bis er rund wird; dass es Jahreszeiten gibt und sich alles irgendwie wiederholt. Also zählen wir die Tage ab und verfolgen, wo gerade die Sonne steht, wohin sie beim Untergang strahlt und wo sie aufgeht. Irgendwann wissen wir, dass ein „Jahr“ aus 365 Tagen besteht und der Mond zirka alle dreißig Tage wieder rund ist, und diesen Zeitraum

nennen wir „Monat“. Wir tun das, um zu wissen, wann wir säen müssen, wann es warm wird, und schön wäre es auch, Ereignisse unserer Kultur in einer Reihe sortieren zu können.

Die Woche ist dabei ein Problem; sie bietet sich nicht gerade an. Die sieben Wochentage symbolisieren die wandelnden sieben himmlischen Körper der Griechen, die Wandelsterne, die auch Götter waren. Der Montag gehört dem Mond (*lunedí* auf Italienisch, von *luna*, der Mond), der Dienstag dem Mars (*mardi* auf Französisch, *martedí* auf Italienisch), der Mittwoch dem Merkur (*mercredi/mercoledì*), der Donnerstag dem Jupiter (*jeudi/giovedì*) oder in unserer germanischen Version dem Donnergott Thor, der Freitag der Venus (*vendredi/venerdì*) oder der Freya, der Samstag dem Saturn (*saturday* auf Englisch) und der Sonntag der Sonne.

Die Mayas hatten also zwei Kalender, die sie ineinander montierten: Das längere System „haab“, also das 365-Tage-Jahr, sowie „tzolkin“, den rituellen Kalender mit 260 Tagen zu 13 „Wochen“ mit je 20 Tagen, die so wunderschöne Namen haben wie Imix, Ik, Akbal, Kan, Chicchan, Cimi, Manik, Lamat, Mulue, Oc, Chuen, Eb, Ben, Ix, Men, Cib, Caban, Edznab, Cauac und Ahau. Zwei Kalender also – wie später in Arabien. Dort habe sich neben dem traditionellen Kalender eine „andere, fremde und erschreckend eilige Zeitrechnung etabliert“, erläuterte Fatema Mernissi: „Einerseits das heilige Zeitmaß von Mekka, andererseits der Takt der Börsenschwankungen“, und so haben auch die Araber eine liturgische und eine profane Zeit.<sup>6</sup>

Die Mayas wollten alle wichtigen Ereignisse ihrer Kultur beieinander haben, also schufen sie einen Kreislauf von 5125 Jahren, die sogenannte „Lange Zählung“, die am 11. August 3114 vor Christus begann und am 21.12.2012

unserer Zeitrechnung enden sollte, zur Wintersonnwende. Als dieser Zyklus eingeführt wurde, schien sein Ende in unendlich weiter Ferne.<sup>7</sup> Ein Ende schien nicht vorstellbar, aber jeder Zyklus endet einmal, und vermutlich wird das mit den Zyklen der Mazdäer und der Hindus auch so sein, die je zwölftausend Jahre lang sind. Bei den iranischen Mazdäern schuf Ahura Mazda in drei Jahrtausenden die Welt im himmlischen Zustand und führte sie bis zum sechsten Jahrtausend in den irdischen Zustand über. Dann tritt wie in vielen Religionen das Böse in der Gestalt des Ahriman auf: siebtes bis neuntes Jahrtausend. Die Retter aus der Rasse des Zarathustra führen uns in den letzten drei Jahrtausenden zur Umwandlung der Welt (*frashokart*).

Bei den Hindus haben wir, wie aus dem Epos Mahābhārata hervorgeht, vier Zeitalter, die Yugas. Nach zwölftausend Jahren geht die Welt wieder im Brahmān auf, aus dem sie kam. Die Hindus haben in ihrer Dreiheit Brahmā, den Schöpfergott, Vishnu, den Erhalter, sowie Shiva, den großen Auflöser, den Gott der Zeit: Er erschafft ewig neu, was er zerstört. Auch das Universum beginnt von neuem.

Eine zyklische Zeit habe Sinn, meinte der Gelehrte Henry Corbin, aber unsere Zeit „als Linie, die sich undefiniert verlängert und sich in den Nebeln der Vergangenheit und der Zukunft verliert“, habe keinen Sinn, sei absurd. Er schrieb für Sinn „sens“, was auch Richtung heißt. Unser „Sinn“ als Inhalt und „tiefere Bedeutung“ ist wohl aus dem „Sinn“ des Uhrzeigers oder seiner Drehrichtung entstanden, den die Italiener „senso“ und die Franzosen „sens“ nennen. Was eine Richtung hat, hat Sinn.<sup>8</sup>

Der Kalender der Mayas kam aus der Überzeugung heraus zustande, dass sich Abläufe wiederholen. Der zyklische Charakter ist wichtiger als das Fortschreiten: Es ist das Bild des Rades. Es kann kein vollkommen neues Ereignis geben, und „die Prophetie ist Erinnerung“, wie Tzvetan Todorov schrieb.<sup>9</sup>

Das gute Ende des Zyklus bei den Mandäern ist eingeplant. Derart lange Zyklen – lang ist gar kein Ausdruck – können für den Alltag keine Rolle spielen, aber sie setzen den Gläubigen in ein kosmisches Geschehen. Er (oder sie) hat einen Platz im universalen Kampf zwischen Gut und Böse, der gut ausgehen wird. Am Morgen des dritten Tages nach seinem Tod kommt dem Mazdäer auf der Chinvat-Brücke seine ewige Seele Dâena entgegen, und sie ist strahlend schön, wenn er gut gelebt hat. Sie sagt ihm: „Ich bin deine Ewigkeit.“ Das ist dann die persönliche Transfiguration, die Erlösung. Alles wird gut. Deshalb können wir beruhigt zu Bett gehen. – Wir tun es.

---

## 4

# KREISLÄUFIG

---

An ersten Januar schrieb ich die erste Seite, die weiter vorn steht. Das ist ein räumlicher Begriff. Oder steht sie weiter hinten? Plötzlich weiß ich nicht mehr, wie ich das beschreiben soll. Sicher kam die erste Seite *zeitlich* vorher: Zurich 13:09:14. Mein Kopf war etwas schwer, wie vermutlich an vielen ersten Januaren zuvor. Gibt es nichts

Neues unter der Sonne? Alles wiederholt sich. Die ganze Gesellschaft bewegt sich zyklisch, mit festen Abläufen. Ein Fest reiht sich an das andere, und auch das Wirtschaftsleben hat seinen Rhythmus.

Anfang Januar sieht man Plakate, die eine Hochzeitsmesse ankündigen, Anfang Februar sind dann die Touristikmessen dran, die Fasnacht treibt dem Höhepunkt zu, Ostern wird vorbereitet, der Sommerurlaub geplant. Indessen versuchen die Verwalter der Welt beharrlich, diese zu verbessern. Alle, die einen Posten bekleiden, nehmen eine Funktion wahr, haben Vorläufer und werden Nachfolger haben; es wechseln nur die Namen. Immer wieder spielt Schalke 04 gegen Bayern München, das war vor dreißig Jahren so und wird womöglich in zwanzig Jahren noch so sein, nur mit anderen Spielern. Der Giro d'Italia, die italienische Radrundfahrt, beginnt wieder, nur mit neuen hungrigen Fahrern. Und immer wieder treten die „Rolling Stones“ auf. In Romanen der japanischen Schriftsteller Kenzaburo Oe und Kawabata Yasunari nehmen Akteure die Rollen ihrer Vorfahren ein, und mit fast mathematischer Präzision werden die ineinander verschlungenen Liebesgeschichten in den Abgrund geführt. Die Struktur ist das, was sich als beständig erweist.

Der rumänische Ethnologe Mircea Eliade wies auf die mythischen Abläufe hin. Die Kirchenfeste, Sagen und literarischen Werke sind nicht in einer Zeit angesiedelt. Sie sind „archetypische“ Vorgänge, ewig alt und ewig neu. Bei uns stirbt Christus immer wieder, steigt in den Himmel auf und wird jedes Jahr neu geboren, Hans Castorp fährt ewig hinauf auf den Zauberberg, Rapunzel lässt ihr Haar den Turm herunter, Romeo und Julia küssen sich. James Bond

schießt sich seit 1960 durch die Welt und ist immer zwischen dreißig und fünfzig Jahren alt, dabei müsste er allmählich auf die hundert zugehen. Das sind die zeitlosen Elemente unserer Kultur.

Die traditionellen Kulturen waren meist statisch. Die Menschen taten exakt das, was ihre Vorfahren taten. Das System sollte gleich bleiben, es war wichtiger als eine Geschichte. Die westlichen Gesellschaften jedoch arbeiten Veränderungen sofort in ihr System ein, um sie zum „Motor“ ihrer Entwicklung zu machen. Wir in Europa und Asien haben uns dem Fortschritt und der Geschichte verschrieben. Wenn wir aber Geschichte schreiben, folgt ein Zustand auf den nächsten und ist aus dem letzten abgeleitet. Wir haben eine einzige kontinuierliche Reihe, die sich auf einer Linie, linear also, fortbewegt. Manchmal allerdings setzen wir einen Punkt und lassen die Linie rückwärts laufen – als Countdown. Der Start der Raumrakete, noch zehn Sekunden, neun, acht, sieben ... Der Beginn einer Weltmeisterschaft: Noch 88 Tage, 13 Stunden, 9 Minuten. Endlich ein Ziel für die Zivilisation!

Trotzdem gibt es einen starken Kern immer wiederkehrender Handlungen, denn der Mensch ist, wie man immer noch hören kann, ein „Gewohnheitstier“. Wenn man in einer italienischen Bar zwei Mal dasselbe bestellt hat, wird einen beim dritten Mal der Mann hinter der Bar fragen: „Il solito?“ Das Übliche? Man sieht jemanden an zwei Tagen hintereinander am selben Ort und nimmt an, dass er am dritten auch dort sein wird. Der Mensch stellt blitzschnell eine Ordnung her.

Er hat seine Rhythmen, die oft im Kreis verlaufen, und ist unser Leben nicht auch wie ein Rad, vom Geburt zum Tod,

der auch eine neue Geburt sein könnte? Der Kreis wurde in der Urzeit von der Schlange versinnbildlicht, dem Uroboros, der erschafft und gleichzeitig verschlingt; er hat seinen eigenen Schwanz im Mund. Die Schlange steht für den unbewussten Zustand vor der Geburt des Menschen und der Geburt der Gegensätze, und gleichzeitig bildet sie deren Vereinigung ab, die am Ende der Reise zu erzielen ist. Sie ist „der Fluss, verflossen in sich selber“, wie der Mystiker Meister Eckhart um 1300 gesagt hat.

„In allem, was ein Indianer tut, findet ihr die Form des Kreises wieder, denn die Kraft der Welt wirkt immer in Kreisen, und alles strebt danach, rund zu sein“, schrieb Hehaka Sapa (*Black Elk*), ein „wichasha wakon“, ein heiliger Mann der Oglala-Sioux. „Der Himmel ist rund, und ich habe gehört, dass die Erde rund wie ein Ball ist, so wie alle Sterne auch. Der Wind in seiner größten Stärke bildet Wirbel. Vögel bauen ihre Nester rund, denn sie haben die gleiche Religion wie wir. (...) Das Leben des Menschen beschreibt einen Kreis von Kindheit zu Kindheit, und so ist es mit allem, was eine Kraft bewegt.“<sup>10</sup>

Es hat Autoren gegeben, die ein Werk nicht enden ließen. Wie bei der Schlange, die sich in den Schwanz beißt, sollte es gleich wieder von Anfang zu lesen sein. James Joyce hat seinen Roman „Finnegans Wake“ – vielleicht das schwierigste Werk der Weltliteratur – mit einer Zeile enden lassen, die an den Anfang anschließt. Friedhelm Rathjens hat den Schluss so übersetzt: „Gegeben! Ein Weg ein samer ein liebster entlang der.“ So bricht das ab. Der Anfang: „Flußgefleße, schleunigst Ev' und Adam passiert, vom Strandgestreun zum Buschgebeug ...“ Zusammen gelesen, ergibt das einen Sinn: „Ein Weg ein samer ein liebster

entlang der Flußgefleße, schleunigst Ev' und Adam passiert ..."<sup>11</sup> Man kann endlos Finnegans Wake lesen, am Ende wieder sich den Anfang vornehmen und läse dennoch jedes Mal wieder ein neues Buch, weil man zwischendurch gelebt und neue Erfahrungen gemacht hat. Joyce verehrte den Philosophen Giambattista Vico mit seinen Zyklen der Menschheitsentwicklung, die die Einzelwesen genauso durchmachen, und das Ende ist ein Anfang, der Tod Durchgang zu einem neuen Leben. Der Titel „Finnegans Wake“ spielt auf den Maurer Tim Finnegan an, der von einer Leiter stürzt, bestattet werden soll, aber wieder erwacht, als eine Flasche Whiskey auf seinen Sarg knallt.

Auch das 999 Zeilen lange Gedicht „Pale Fire“ von Wladimir Nabokov, der ein Zauberer des Wortes war wie Joyce, behandelt Tod und Neubeginn. Am Anfang steht die Zeile „I was the shadow of the waxwing slain“. Ein Dichter eröffnet damit („Ich war der Schatten des getöteten Seidenschwanzes“) in Versen die Erzählung seines Lebens und erwähnt in den beiden letzten Zeilen den Gärtner des Nachbarn mit einer leeren Schubkarre, und dann ist Schluss. Aus dem Kommentar eines Beobachters erfahren wir, dass der Dichter ermordet wurde (der Mörder ist immer der Gärtner), weshalb das Gedicht abbrach. Die Zeile nach der letzten, Zeile 1000, ist gleichzeitig Zeile 1. Man kann das lange Gedicht also wieder von Beginn an lesen, und die Stimme erklingt nun aus dem Jenseits: „Ich war der Schatten von dem Seidenschwanz / für den, getäuscht vom Blau des Fensters, endete sein Tanz. / Ich war der Schmutzleck wie aus Aschenflaum / und lebte weiter, flog dahin im reflektierten Himmelsraum.“ Der Vogel kann ein Seelensymbol sein. „Pale Fire“ ist ein geschlossener Kreis.<sup>12</sup>

Die 64 Zeichen des altchinesischen Weisheitsbuchs I Ging, zusammengesetzt aus acht dreistrichigen Symbolen, gehen ineinander über: Ein „kreisförmig geschlossener Ablauf von in sich zusammenhängenden Ereigniskomplexen wie Tag und Nacht, Sommer und Winter“, die einen Bezug auf Problemlagen des Menschen haben.<sup>13</sup> Und Rabbi Adin Steinsaltz schreibt in seinen Beiträgen über den Chassidismus, das Tetragrammaton – die vier Buchstaben des Namen Gottes – trage über dem ersten Zeichen, dem „Jod“, eine Krone, die der göttlichen Seele des Menschen entspreche; es könne nur mit dem letzten Buchstaben kombiniert werden, der formlosen Materie (Heh): „So wird ein Kreis gebildet; das Ende begegnet dem Anfang.... Die Ende der Materie liegt im Wesen des Anfangs.“<sup>14</sup>

Irgendwie bewege auch ich mich im Kreis wie die Pferde in der Manege des Zirkus und die Radfahrer auf der Radrennbahn. Ich komme zwar voran, aber nirgends an.

---

## 5

### WAS GEWESEN SEIN WIRD

---

Bringen mich die Begriffe Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft weiter? Jeder Augenblick war erst Zukunft, tritt in die Gegenwart über und wird Vergangenheit. Ist es nicht paradox, dass etwas Zukunft *war* und Vergangenheit *wird*? Diese Zeiteinteilung scheint in der Sprache von jeher verankert zu sein. Doch vor langer, langer Zeit, bevor Vergangenheit und Zukunft unser Leben in den Griff

nahmen, war der „Aspekt“ wichtiger: Ob eine Handlung vollendet oder unvollendet war. Ich schreibe (jetzt gerade, unvollendet); ich schrieb (vollendet).

Für die Zukunft liegen ein paar Eckdaten fest – Weihnachten, Silvester, Ostern, der nächste Urlaub, die geplanten Unternehmungen der nächsten Tage –, aber was zählt, liegt hinter uns und ist bei großer Lebensdauer eine ziemlich dicke Packung. Je älter die Leute werden, desto mehr reden sie von früher. Unsere Kommunikationsmedien und die Unternehmen sprechen heute gern von der Zukunft: Das klingt optimistisch und zugleich geheimnisvoll, wie eine Beschwörung. Die Geschichte wird pflichtgemäß mit ihren Jahrestagen behandelt, aber für sie ist immer weniger Zeit. Die Gesellschaft schaut entweder zurück oder nach vorn. Sie hält es nicht wie Janus.

Wenn ich mein Bücherregal anschau, sehe ich, dass der größte Teil der Bücher von bereits verstorbenen Autoren stammt: Es sind alles Rufe aus der Vergangenheit, die zu mir dringen, und wenn wir erst an die alten Filme denken, die uns Szenen vorspielen mit sprechenden, handelnden Menschen, die schon zu Staub geworden sind! Der Film ist ein Gespenstermedium.

Auch Fotografie hat mit dem Tod zu tun, und das große Thema der Literatur ist die Vergänglichkeit. Schon im 12. und 13. Jahrhundert klagten die Dichter darüber. Dietmar von Eist: „Ez dunket mich wôl tûsent jâr daz ich an liebes arme lac.“ (Es kommt mir wie tausend Jahre vor, dass ich in den Armen meiner Liebsten lag.) Walther von der Vogelweide: „Owê war sint verschwunden alliu miniu jâr; ist mir min leben getroumet, oder ist ez wâr?“ (Oh weh, wohin

sind alle meine Jahre verschwunden? Habe ich mein Leben nur geträumt – oder war es wahr?)

Francisco de Quevedo (1580–1645) hat das Ineinandergreifen der Zeitmodi schön geschildert: „Ayer se fue; mañana no ha llegado; / hoy se está yendo sin parar un punto; / soy un fue, y un será, y un es cansado.“ („Das Gestern ist fort; des Morgen noch nicht eingetroffen; das Heute macht sich bemerkbar, aber setzt mir keinen Punkt; ich bin ein 'ich war' und ein 'werd' sein', und ein müdes Ich.“) [15](#)

Zu Quevedos Lebzeiten (1634) schuf sein Landsmann de Pereday Salagado eine Allegorie, also eine Personifikation der Vergänglichkeit: Einen Engel, umgeben von Totenköpfen und der Uhr des Big Ben in London, der mit schwer deutbarer Miene auf die Weltkugel weist. Allegorien sind zeitlos und werden nach Jahrhunderten noch verstanden, und so bewundern wir hier eine unvergängliche Vergänglichkeit, und auch Literatur, an der Vergänglichkeit orientiert, ist manchmal unvergänglich.

Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft machen eine starke Trinität aus, die schon in frühester Zeit poetisch behandelt wurde. Die drei wurden auch immer gern als Allegorien gestaltet. Viele Kulturen sprechen in ihren Mythen von einem Sündenfall oder einem Aufstand von Engeln gegen den Schöpfer, und damit kam meist auch die Zeit in die Welt. Erst als sich die himmlischen Götter der Germanen mit „Sünde befleckten“, wie es in einem Sagenbuch für Schulkinder heißt, „kamen aus dem Riesenland drei gewaltige Schwestern. Sie heißen: Urd, die Herrin des Vergangenen; Werdandi, die um das Seiende und Werdende weiß; Skuld, die kennt, was einst sein soll.“

Das sind die Nornen, und sie leben am Schicksalsquell Urdarborn, mit dessen Wasser sie den Weltenbaum Yggdrasil begießen. Die Nornen sind auch die Göttinnen des Wetters (im Italienischen heißt „tempo“ Zeit, aber auch Wetter). „Oft hören wir, dass zwei von ihnen dem Neugeborenen Glück und Begabung in die Wiege legen, während die dritte durch ihren Spruch diesem Glück eine grausame Grenze setzt.“ Das tut Skuld, was wie Schuld klingt.[16](#)

Den germanischen Nornen entsprechen in der griechischen Antike die Parzen. Platon gibt am Ende des zehnten Buches von „Der Staat“ wieder, was der Soldat Er aus dem Jenseits berichtete. Die Verstorbenen brauchen eine neue Existenz, und das Los bestimmt über die Reihenfolge. Wer als Erster dran ist, kann ein besseres Leben wählen. „Rings aber saßen drei andere Gestalten in gleicher Entfernung voneinander, eine jede auf einem Throne, nämlich die Töchter der Notwendigkeit, die Parzen, in weißen Gewändern und mit Kränzen auf dem Haupte, Lachesis, Klotho und Atropos, und sängen zu der Harmonie der Sirenen. Lachesis besänge die Vergangenheit, Klotho die Gegenwart, Atropos die Zukunft.“

Die Verstorbenen begeben sich nach ihrer Wahl zu Lachesis, die ihnen einen Beschützer (Dämon) mitgibt, während Klotho den Schicksalsfaden befestigt und Atropos ihn unveränderlich macht: Die Griechen glaubten, dass das Schicksal nicht zu ändern sei, darum sind die drei die „Töchter der Notwendigkeit“. Schließlich treten die Geister auf das Feld des Vergessens und trinken aus dem Fluß Lethe, wonach ihr früheres Leben getilgt ist. Und los geht es in eine neue Welt.[17](#)

Am ersten Tag eines Jahres richtet sich der Blick janusartig nach hinten und nach vorn. Ich blicke auf meine Handlungen im abgelaufenen Jahr und sehe künftige Handlungsweisen voraus. Ich denke, dass sich nicht viel ändern wird.

Wir würden ja gern schöne Dinge wiederholen, jedoch zwingt uns etwas, alte Fehler erneut zu machen, obwohl uns das schadet. Warum? Das fragte sich der Psychoanalytiker Sigmund Freud. Auch seine Patienten bereiteten sich selbst mehr Unlust als Lust: „Der eine erfuhr immer wieder Undank, ein anderer wurde regelmäßig verraten, und ein dritter verspürte sein Leben lang das Bedürfnis, andere zu Autoritäten zu erheben und sich ihnen unterzuordnen, obwohl er das gar nicht wollte.“ Freud führte das auf frühkindliche Prägungen zurück und erklärte: „Das Ziel alles Lebens ist der Tod.“ Die Neigung zur Wiederholung des Unlustvollen nannte er Todestrieb. Das ist aber keine Erklärung. Womöglich stellen wir immer wieder die klassische Situation her, die Schlüssel-Situation unserer Kindheit, und dies im festen Willen, sie umzudrehen und zu siegen; aber dann fehlen uns oft die Kraft und das Glück. Ein Sieg wäre ein Sieg für alle Zeiten; was einmal gelingt, gelingt auch ein zweites Mal. Oder immer. *Das* wäre eine Erklärung.

So oder so: Die Kreisform ist für die Psychoanalyse wichtig: Das Verdrängte muss sich immer wieder neu zeigen, das anfängliche Trauma muss erkannt und bearbeitet werden, und so ist der Ausweg aus dem Teufelskreis möglich.<sup>18</sup>

Der dänische Philosoph Sören Kierkegaard hatte fünfzig Jahre vor Freud auch Gutes zur Wiederholung zu sagen. Sie